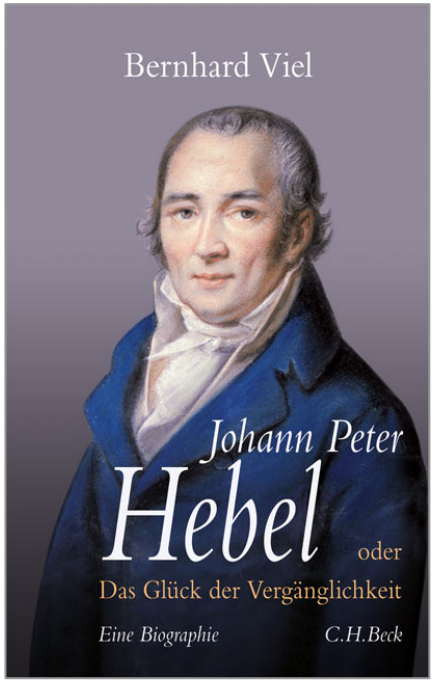
C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Bernhard Viel
Johann Peter Hebel
oder Das Glück der Vergänglichkeit
Eine Biographie

296 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-59836-4

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Vorwort

Die Welt ist böse, der Mensch dem Menschen ein Wolf. Vor allem, wenn es ums Geld geht. Da kommen beispielsweise zwei Metzger in ein Dorf, «teilen sich, einer links an der ‹Schwanen› vorbei, einer rechts.»[1] Sie verabreden sich: «In der ‹Schwanen› kommen wir wieder zusammen». Dann aber sagt der Erzähler, der bekanntlich immer ein Stellvertreter des Schicksals ist: «Sind nimmer zusammenkommen.» Lakonischer, kürzer, kälter geht es nicht mehr: «Sind nimmer zusammenkommen.» Kein überflüssiges Wort, nicht einmal eine überflüssige Silbe. Das könnte kein Boulevardblatt heute besser.

Originaldokument
© Verlag C. H. Beck

Und so liest man weiter, und sofort sträuben sich die Haare. Der eine Metzger geht zum Bauern in den Stall, die Frau kommt dazu, hinter der Frau das Kind. Der Erzähler: «Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: ‹Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!› Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger tot und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh.»

Man hat noch kaum begriffen, was da eigentlich vor sich ging, schon kommt der nächste Schock, schlimmer als der erste: «Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an Ellenbogen: ‹Sieh, wer zuschaut!› Wie sie umblickt, sieht sie das Kind.» Jetzt, von bösen Ahnungen ergriffen, überfliegt man hastig die nächsten Zeilen, in denen berichtet wird, dass der Mann und die Frau mit dem Kind ins Haus gehen und die Türe schließen, «als wenn sie im Feld wären». Dann nimmt die Frau das Kind: «‹Kind›, sagte sie, ‹wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen.›» Das Ungeheuerliche geschieht: «In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu Tod.»

An diesem Punkt der Erzählung setzt man für einen Augenblick das Buch ab, dreht es dann um: Jawohl, es ist Johann Peter Hebel.

Hebel, der angebliche oder auch scheinbare Biedermann aus dem Badischen. Was erzählt der für eine Geschichte? Das will man nun doch wissen. Und so liest man irritiert weiter: «Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine Zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stalltüre, scharrt an der Haustüre und merkt, hier sei etwas Ungerades vorgefallen.» Etwas Ungerades: Kann man das Grauenhafte dieses doppelten Verbrechens dunkler hervorleuchten lassen als durch diese fast höhnisch anmutende Verharmlosung: etwas Ungerades?

Originaldokument © Verlag C.H.Beck

Allein, die Welt ist keinesfalls böse, es gibt in ihr nur das Böse. Hebel, als Theologe, wird immer auf dieser Unterscheidung beharren, sie gehört zu den Stützen seiner Welt. Diese Welt ist nicht böse, sie ist gerecht. Und weil sie gerecht ist, ist sie gut – so hat Gott die Welt eingerichtet, die Welt, die Natur, den Menschen. Und um das zu beweisen, erzählt Hebel diese wüste, irrsinnige Geschichte mit dem harmlos-unheimlichen Titel *Wie eine greuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden*. Machen wir es kurz: Das Verbrechen wird gesühnt, die Unholde werden «handfest gemacht», wie der Erzähler das nennt, «und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: ‹Das Fleisch schmeckt gut.›» Ende.

Was für eine Geschichte, um zu beweisen, dass die Welt gerecht und gut ist! Etwas so Atemloses, Irrwitziges, Grausames findet man nicht in den Schreckenskabinetten E. T. A. Hoffmanns, nicht in Heinrich von Kleists Zaubergärten der zügellosen Leidenschaften. Bei Hebel findet man es, und umgekehrt findet man in dieser Geschichte so ziemlich den ganzen Hebel: den Aufklärer und gläubigen Moralisten im Dienst der Volksbildung. Meistens ist er freundlich, heiter, witzig, mitunter kann er auch recht beflissen sein. Aber manchmal greift er zu drastischen Mitteln, um zu sagen, was er sagen will: dass sich das Böse rächt, das Gute lohnt. Dass man das so predigerhaft nicht sagen darf, wusste er, der Prediger und Lehrer, genau.

Und als Publizist wusste er ohnehin, was er seinem Leser schuldig ist. Dem zeigt er zuweilen: Er, Hebel, kann auch anders.

Zweifellos nimmt Johann Peter Hebel eine Sonderstellung in der deutschen Literatur ein, um nicht zu sagen: eine sonderbare Stellung. Literaturwissenschaftler, Kritiker und andere kluge Köpfe sind sich einig: Hebel gehört zu den bedeutenden Gestalten der deutschen, ja, der europäischen Literatur (nicht von ungefähr sind seine Erzählungen und Gedichte in über zwanzig Sprachen übersetzt). Hebel ist ein Klassiker. Hebel ist kanonisch. Er fehlt in keiner Blütenlese deutscher Erzähler, in fast jedem Deutschlesebuch ist eine seiner Kalendererzählungen abgedruckt, meist *Kannitverstan* oder *Unverhofftes Wiedersehen*, jene als Liebesgeschichte getarnte Beschreibung einer verhinderten Liebe. Den letzten Versuch, in nachkanonischer Zeit Hebel zu kanonisieren, hat jüngst Marcel Reich-Ranicki unternommen. Und sicher ist auch: In seiner badischen Heimat, am Oberrhein, im Markgräflerland, in Karlsruhe, wo Hebel als Lehrer, Theologe und Herausgeber eines Bauernkalenders wirkte, ist er so gegenwärtig wie man es einem Dichter nur wünschen kann. Es gibt Hebel-Denkmäler, Hebel-Straßen, Hebel-Wirtshäuser, vor allem aber: dort wird Hebel gelesen. Das ist in dem Maße weder bei Thaddäus Troll im Schwäbischen noch bei Ludwig Thoma oder Oskar Maria Graf in Bayern der Fall, auch nicht mit Hermann Löns in Niedersachsen. Auch das zeigt: Hebel ist ein Sonderfall. Ein Klassiker und eine regionale Größe. Doch außerhalb der akademischen und heimatlichen Zirkel wird er, das muss man leider zugeben, seit drei, vier Jahrzehnten nicht mehr oder kaum noch gelesen. Ein Klassiker also ohne Publikum?

Das ist freilich auch anderen Klassikern passiert. So dem von Hebel verehrten Jean Paul, der selbst auch gerne Hebel las. Der Unterschied allerdings ist: Außer den Experten und Liebhabern hat Jean Paul, weil er immer schon als schwierig galt, schon immer niemand gelesen. Doch jeder kannte ihn und kennt ihn. Aber Hebel hatte jedermann gelesen, ob Bauer oder Bildungsbürger, jeder kannte ihn und viele liebten ihn. Heute aber – immer außerhalb Badens natürlich – heute wird er nicht nur kaum noch gelesen, heute kennt auch

Originaldokument © Verlag C. H. Beck

kaum noch jemand diesen Klassiker der deutschen Literatur. Gerne wird er mit Hebbel verwechselt, dem eine Generation jüngeren Wiener Dramatiker.

Warum aber ist das so und warum sollte sich das ändern?

An Hebels Erzählkunst, «vollendet sprachlichen Rangs»[2], wie Ernst Bloch noch Mitte der 1960er Jahre schwärmte, kurz bevor die 68er-Revolte auch Hebel als einen der biederen Anständigkeits-Apostel allmählich aus dem Kanon hinauseskamotiert hatte – an Hebels Erzählkunst selbst kann es nicht liegen. Wie nicht zuletzt die soeben vorgestellte Geschichte beweist, findet man in der deutschen, in der europäischen Literatur selten einen Erzähler, der so schnell zur Sache kommt, der in so wenigen Sätzen so viel zu sagen weiß, der so traumhaft sicher das beherrscht, was man erzählerische Ökonomie nennt – gleichsam ein Musterbeispiel der Sparsamkeit mit Worten. So etwas findet man, von ein paar Meisterstücken Kleists abgesehen, erst wieder Anfang des 20. Jahrhunderts bei den Amerikanern, bei Hemingway etwa, und so etwas kann in Zeiten der Internet-Kommunikation eigentlich nur erfrischend sein.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Hebels erzählerische Dichte, die in zwei Sätzen existentielle Grundwahrheiten mit der pfiffigen Beiläufigkeit eines Jahrmarkts-Moritatensängers feilbietet, ist ohne Frage jener Gabe geschuldet, die der Philosoph Schopenhauer, ein damals noch unbeachteter Zeitgenosse Hebels, als «Talent» bezeichnet hat. Etwa der Satz: «Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der *Verschwender* bringt es zwecklos durch» am Beginn der Betrachtung über *Geiz und Verschwendung*[3]. Oder der Schluss der hintergründig maliziösen Erzählung *Drei Wünsche*: «Merke: (…) Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen»[4]. Oder: «‹*Frisch gewagt ist halb gewonnen*›. Daraus folgt: ‹Frisch gewagt ist auch halb verloren›»[5] im 7. Stück der Welt-Reflexionen mit dem heute befremdlich anmutenden Titel *Nützliche Lehren*. All das hat aphoristische Prägekraft und ist nicht von ungefähr in einem «der lautersten Werke deutscher Prosa-Goldschmiederei»[6] zu finden, wie ein anderer begeisterter Hebel-Leser, Walter Benjamin, das *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* nannte, jene Erzählsammlung

Hebels aus dem frühen 19. Jahrhundert, die zu Benjamins Zeiten noch die bürgerlichen Wohnstuben schmückte. So etwas kann man nicht lernen, oder nur sehr bedingt.

Gleichwohl ist diese Hebel'sche Goldschmiederei auch ihren historischen Umständen geschuldet, und das führt, so paradox es scheint, noch einmal in direkter Linie in die Gegenwart. Denn Hebel schrieb diese Geschichten für den *Badischen Landkalender*, den er dann in den freundlich verkaufsfördernden «Rheinländischen Hausfreund» umtaufte. Hebel schrieb also für ein Periodikum, das der Bauer ebenso kaufen sollte wie der Kleinbürger in der Stadt, wie auch der Mann der gebildeten Stände und der Regierungsbeamte. So groß die sozialen Unterschiede dieser Leser-Gemeinde noch waren – doch gar so groß waren sie in napoleonischer Zeit auch nicht mehr –, sie alle hatten eines gemeinsam: wenig Zeit. Gerade deshalb wollten alle unterhalten werden, wenn sie sich, wie der leidenschaftliche Raucher Hebel, in Spitzweg-Manier am Feierabend die Pfeife ansteckten. Und da sie bezahlt hatten für den Kalender, wollten sie auch noch ein paar nützliche Lehren mitnehmen. Und alle, vom Bauern bis zum Beamten, musste Hebel bedienen und zufrieden stellen.

Originaldokument © Verlag C. H. Beck

Er hatte also haarscharf die gleiche Aufgabe wie heute der Journalist und Autor von Ratgebern. Tatsächlich deckte Hebel, außer dem Beauty-Ressort, alles ab, was zu einer guten Publikumszeitschrift gehört: das Vermischte mit Katastrophen, Unglücksfällen und Gerichtssachen, Nachrichten aus Politik und Wirtschaft, Lebensberatung, Horoskop, geologische und astronomische Betrachtungen (denn damals war es für die bibelfeste Landbevölkerung noch durchaus neu, die Erde als Kugel zu betrachten) und nicht zuletzt das Feuilleton, das Hebel mit seinen Erzählungen bestritt, unter die er manchmal auch Rätselspiele mischte. Und Hebel entledigte sich der Aufgabe, wie bereits zu sehen war, mit Bravour. So ist sein *Schatzkästlein* also nicht nur eine Sammlung kulturgeschichtlicher Pretiosen und Kuriosa, sie ist auch, wie Benjamin schon sagte, ein literarisches Schmuckstück, das seinen Wert über die Zeiten hin behält. Ein Klassiker eben. Wenn Hebel aber nur noch von einem klei-

nen Zirkel von Fachleuten und Liebhabern wahrgenommen wird, liegt das weniger an Hebel selbst als eher daran, dass die Weltbilder sich geändert haben und mit ihnen die Erwartungen. Diesen Weltbildern der Hebel-Zeit wollen wir unter anderem in dem vorliegenden Buch nachspüren – in der Absicht freilich, den zeitlichen Abstand zu verkürzen, um so den Denkhorizont klarer zu erkennen, innerhalb dessen Hebel sich bewegte. Wir werden ihn auf der Bühne seiner Zeit auftreten lassen, uns selbst aber in die erste Reihe im Parkett setzen.

Originaldokument © Verlag C. H. Beck

Gewiss, auf den ersten flüchtigen Blick muss ein Autor heute als verstaubt gelten, der es liebt, am Ende seiner Geschichten den Zeigefinger zu heben: «Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert und ihre verruchten Leichname …» Pass' auf Mensch, was Du tust!, heißt das. Die Strafe folgt auf den Fuß! Also tue gut, du kannst es, wenn du willst. «Jetzt weiß ich vier, die denken: Wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen», heißt es am Ende von *Jakob Humbel*, der Geschichte eines Bauernsohns, der sich weder von unfähigen Lehrherren noch von Geldmangel noch von Schicksalsschlägen davon abhalten lässt, seinen Lebenstraum zu verwirklichen, und, nicht zuletzt mit Hilfe staatlicher Subventionen, Tierarzt wird. «Guter Freund», empfiehlt der Erzähler im letzten Satz, «nimm Gott zu Hülfe, und versuche es noch!»[7] Gib' nie auf!, heißt das. Das berührt den Kern des sprichwörtlichen protestantischen Arbeitsethos, das bei Hebel aber stets Teil einer umfassenden Ethik ist. Das heißt: Das Ethos der Arbeit und Pflicht, das auch Verpflichtung gegenüber den eigenen Anlagen und Talenten bedeutet, schließt die Einsicht in die eigenen Möglichkeiten wie die Grundregeln der Moral mit ein. Das heißt wiederum nichts anderes als: Bleibe dir treu, höre auf dein Gewissen! Hebel, zugegeben, macht es einem heute nicht allzu schwer, seine Ethik der Selbsterkenntnis und Selbstbeschränkung als Biedersinn misszuverstehen. Indessen kann man Walter Benjamin nur zustimmen, wenn er über Hebel bemerkt, dieser Mann verstehe «sich auf Geschäftsmoral».[8] Es ließen sich daran etliche Bemerkungen zu aktuellen Ereignissen auf dem Finanzmarkt anschließen. Lassen wir

stattdessen noch einmal Benjamin zu Wort kommen: «Ist man da angelangt, so kann man das Licht löschen und den Schlaf des Gerechten schlafen.»[9]

Dass Hebel so «einschlug», sich so lange hielt, dass gerade auch Autoren der klassischen Moderne, Philosophen und Schriftsteller, ihn nicht nur gelesen, sondern produktiv gelesen haben, liegt nach allem, was wir bisher über den fast unbekannten Klassiker erfahren haben, auf der Hand. Denn er, geboren in der damaligen Markgrafschaft Baden-Durlach unweit des Rheins, hat als lutherischer Theologe des späten 18. Jahrhunderts noch ein geschlossenes Weltbild: Oben ist Gott, unten der Mensch. Der folgt oft seinen dunklen Trieben, aber Gott hat ihm nicht umsonst ein großes Gehirn zum täglichen Gebrauch gegeben. Hebel gehört zu jenen Köpfen der Goethezeit, an denen sich zeigen lässt, dass die Aufklärung ohne – vor allem protestantische – Theologie nicht denkbar ist, dass jedenfalls in Deutschland seit den Humanisten die Theologen Träger der Aufklärung waren. Und hier verlässt auch Hebel den Boden rein praktischer Lebenskunst und geht aufs Ganze: auf das Verhältnis von Mensch und Welt, von Mensch und Gott. Für Hebel war noch klar: Gott hat die Welt vernünftig geordnet, und deshalb kann der Mensch in ihr zumindest zufrieden werden, wenn er vernünftig handelt. Dieses Menschenbild ist die Maxime der westlichen Demokratien, man findet es zum Beispiel in der Präambel des Grundgesetzes festgelegt.

Und mit diesem das alte christliche Weltbild rationalisierenden ganzheitlichen Weltentwurf leistet Hebel das, wonach gerade in unruhigen Zeiten – und Hebels Zeit zwischen Französischer Revolution und Wiener Kongress war äußerst unruhig – verlangt wird: Er stiftet Sinn, er gibt Orientierung. Das ist der Punkt, an dem spätere Autoren anknüpfen konnten.

Dass Hebel einen tief vom Katholizismus geprägten modernen Schriftsteller wie Oskar Maria Graf beeinflusst hat, hat natürlich tiefere Gründe als nur Hebels undogmatische Religiosität. Auch Graf ist einer jener Erzähler, die nahe am Leser sind, ihn unmittelbar ansprechen, ihm gegenüber zu sitzen scheinen. Auch der auf dem Dorf aufgewachsene Graf war noch von einer mündlichen Erzähltradition

Originaldokument © Verlag C. H. Beck

geprägt: ein Mann, der im Wirtshaus eine Schar von Zuhörern um sich versammelt. Doch wie gesagt, hat die Nähe manches modernen Denkers oder Schriftstellers zu Hebel Ursachen, die weltanschaulich begründet und jenseits literarisch-ästhetischer Gemeinsamkeiten liegen. Daher wird uns das Duo Graf-Hebel später noch näher beschäftigen: An ihm nämlich lässt sich zeigen, dass Hebel so schlüssig und eindeutig keineswegs ist, dass er manchmal geradezu schillert, doppelte Böden kennt und Brüche sichtbar werden lässt, die aufmerken lassen. Gerade das aber öffnet naturgemäß ein weites Feld für vielerlei Vereinnahmungen Hebels, man mag sie für richtig oder für falsch ansehen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

So liegt es für Ernst Bloch nicht fern, Hebel als Dichter der kleinen Leute zu feiern, der vor allem ein Herz für die Benachteiligten und Zukurzgekommenen hat. «Die Armen», schreibt Bloch in den 1960er Jahren, «stehen ihm vorn».[10] Ja, Hebel lasse sogar eine «fast mitverschworene Liebe zu Stromern mit Einfall, mit fast höherem Unvermögen, sich einzugliedern»,[11] erkennen. Wenige Jahre später bekräftigte Bloch in einem Rundfunkbeitrag: «Die Sympathie Hebels ist immer auf Seiten dieser kleinen Spitzbuben, erst recht auf Seiten der Geschundenen und Getretenen.»[12] Tatsächlich bekundet Hebel in seinen einst ungeheuer beliebten Diebes-Geschichten um das staubige Brüderpaar Zundelfrieder und Zundelheiner augenzwinkerndes Einverständnis mit diesen «Gesetzlosen». So überrascht es nicht, wenn Bloch dann in einer kühnen Volte diese Neigungen Hebels auf dessen Sympathie für die Französische Revolution zurückführt und in Hebel den Weltbürger künftiger Zeiten erblickt, vom «Citoyen Hebel» spricht, «keine Nation kennend, nur Menschen, oder Nation mindestens nicht über den Menschen stellend»[13] – während zur gleichen Zeit der unweit von Hebel, im Schwarzwald, beheimatete Philosoph Heidegger gerade das Gegenteil an ihm schätzte: sein Bekenntnis zum Boden der Heimat, das in seiner Dialektlyrik, seinen *Alemannischen Gedichten*, zum Ausdruck komme. Seine *Sprache und Heimat* betitelte Betrachtung schloss Heidegger mit der Beschwörung: «Die Sprache ist kraft ihres dichtenden Wesens das verborgenste und darum am weitesten auslangende, das inständig

schenkende Hervorbringen der Heimat.»[14] Ob Hebel das auch so pathetisch gesehen hätte, ist unsicher, unsicher aber auch, ob er seiner Erhebung zum modernen Weltbürger zugestimmt hätte. In jedem Falle aber belegen solche gegensätzlichen Vereinnahmungen: Er ist am Ende doch zwiespältiger, komplexer, als es der erste Blick suggeriert.

Daher wagt es dieses Buch, gerade auch die Zwiespältigkeit und Gebrochenheit in den Blick zu nehmen, von der Walter Benjamin behauptete, sie verweise auch auf «das Planlose, Schwache» in seinem Leben.[15]

Originaldokument © Verlag C.H.Beck

Benjamin, der Hebel von all seinen Verehrern bis heute vielleicht am tiefsten erfasst hat, war es auch, der auf Hebels enge Verbindung mit den Strömungen seiner Zeit hingewiesen hat: Er sei «von allen Geisteskräften der Epoche auf das Entschiedenste und Radikalste ergriffen» gewesen.[16] Das scheint so offenkundig zu sein, dass es über dem Zeitlosen des Dichters gerne übersehen wird, vielleicht auch deswegen, weil Hebel den Kant beiseite gelegt hat und einen seiner Schüler, Schiller, wie Benjamin sagt, «nicht lesen» konnte.[17]

Noch immer gilt Hebel eher als ein Autor, der seltsam eigen in seiner eigenen Zeit steht. Mit der Klassik scheint er wenig Berührung zu haben, und für den philosophisch wesentlich von Schiller mitbegründeten Deutschen Idealismus ist er offenkundig zu bodenständig gewesen. Hebel, der nie in die damaligen Zentren des geistigen Lebens gekommen war, nie nach Jena, Weimar oder Berlin, scheint am Rande dieser Zentren, in Karlsruhe, demnach als Dichter ein wundersamer Solitär gewesen zu sein.

Beispielhaft für dieses Hebel-Bild ist nach wie vor die Rede, die der erste Präsident der Bundesrepublik, Theodor Heuss, im Mai 1952 in Lörrach gehalten hat, als ihm der badische Hebel-Preis verliehen worden war. Heuss, als ehemaliger liberaler Journalist, als Historiker, Philosoph und Philologe wie kein anderer der neuen politischen Elite geeignet, die Rückbesinnung auf die deutsche Geistestradition zu repräsentieren, betonte in seiner Festansprache, das Werk Johann Peter Hebels sei weder der Romantik noch der von dieser gerne bekämpften Klassik zuzuordnen, obwohl «die geistesgeschichtliche

Zeitspanne, in der Hebel den Deutschen sichtbar» werde, exakt mit seiner produktiven Lebensphase zusammenfalle. So sei, fuhr Heuss fort, Schillers *Braut von Messina* im selben Jahr erschienen wie Hebels *Alemannische Gedichte*, indessen: «(…) sie haben nichts miteinander zu tun.»[18] Dass genau das Gegenteil der Fall ist – Hebel mag Schiller gemocht haben oder nicht – das zu zeigen ist das ideen- und literaturgeschichtlich orientierte Anliegen dieses Buches.

Denn wie bei jedem Autor, so offenbaren sich auch bei Johann Peter Hebel dem analytischen Blick auf das Werk die ideengeschichtlichen Linien, die das Denken seines Schöpfers festlegen. Und auch Hebel variiert in seinen Gedichten und Erzählungen diese weltanschaulichen Leitmotive, deren Grundmelodie doch in jeder seiner Geschichten, in jedem Gedicht anklingt, gleich, ob man seinen erzieherischen *Mann im Mond,* den unheimlichen und romantisch anmutenden *Karfunkel*, den *Zufriedenen Landmann* aus den *Alemannischen Gedichten* oder eben die Kalendergeschichten betrachtet. Und auch in Hebels Dichtung finden sich Stücke, in denen die Elemente seines Denkens besonders klar und zugleich auch in besonders reizvoller Brechung aufscheinen. Bei Hebel ist das in seiner bis heute bekanntesten Erzählung *Unverhofftes Wiedersehen* und dem Gedicht *Die Wiese* der Fall, das nicht von ungefähr die Sammlung seiner *Alemannischen Gedichte* eröffnet. Bewusst sind daher diese beiden Hebelschen Mustertexte in den Mittelpunkt der Werkbetrachtung gerückt. Von dort aus lassen sich dann auch die Spuren verfolgen, die von Hebel zu Schiller, zu Goethe und zu anderen prägenden Autoren der Zeit führen. Dabei werden sich überraschende Entdeckungen machen lassen. So wird sich zeigen, dass es Hebel gelungen ist, eines der typischen Erzählmuster der Goethezeit, das Muster des Bildungsromans, auf seine *Alemannischen Gedichte* und insbesondere auf seine *Wiese* zu übertragen, die damit eine charakteristische Entwicklungsgeschichte der Zeit um 1800 in Versen nacherzählt. Oder es zeigt sich, dass der in idealistischer Begeisterung ergangene Aufruf, der Mensch möge und könne sich zum Guten ändern, wenn er nur den rechten Gebrauch von der Gottesgabe seiner Vernunft mache, keineswegs nur ein spezielles Charakteristikum der Kalendererzählun-

Originaldokument © Verlag C.H.Beck

Johann Peter Hebel (Kupferstich von J. Lips nach Christian Friedrich Müller).

gen Johann Peter Hebels ist, sondern gerade auch in Schillers *Braut von Messina* laut wird.

Doch sollte man über solchen Betrachtungen und Einordnungen nicht vergessen, dass jede Lebensbeschreibung immer auch die Konstruktion eines Lebens ist, die dazu neigt, im Rückblick die einzelnen Lebensabschnitte als logische und zwangsläufige Ereignisfolge darzustellen. Gerade bei Hebel scheint diese biographische Sinnstiftung ex post nahe zu liegen, da sich sein Leben zwischen Wiesental und Karlsruhe in überschaubaren Räumen abspielte.

Gleichwohl war, wie schon die Seitenblicke auf Benjamin, Bloch und Heidegger ahnen ließen, Hebel weit davon entfernt, in einer Spitzweg-Idylle humorvoller Gemütlichkeit aufzugehen. So scheint

es denn auch, als habe sich Hebels überdurchschnittliche Sensibilität mit dem Witz und Humor geschützt, die für den «Kalendermann» sprichwörtlich geworden sind. Indem er sich immer wieder dem Zugriff zu entziehen scheint, offenbart er sich auch als Mann der Tarnungen – dass er sich Proteus, den griechischen Gott der Täuschung, als eine Art Schutzpatron gewählt hat, ist gewiss kein Zufall. So muss man am Ende doch Theodor Heuss wieder zustimmen, wenn er bemerkt: «Für mein Begreifen ist der so oft vereinfachte Hebel eine sehr vielschichtige Natur (…), eine, fast möchte ich sagen, gespaltene Erscheinung.»[19]

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

⋆⋆⋆

Ein Buch über Johann Peter Hebel muss knapp, lesbar und verständlich sein. Deshalb ist dieses Buch hier geschrieben worden. Denn, wie der «Hausfreund», alias Hebel, selber sagt: «Aber soviel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen.»[20]

I.
Zwischen den Welten: Kindheit

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Vergänglichkeit

So ist's und anders nicht! Je, sieh mich an! / Ist Basel nicht 'ne schöne, tolle Stadt / mit Häusern, manche Kirche sonst ist nicht / so groß, mit Kirchen mehr als Häuser gar / in manchem Dorf? (…) Es wohnt ein Reichtum drin und mancher brave Herr; / und mancher, den ich kannte, liegt schon lang / im Kreuzgang hinterm Münsterplatz und schläft. / Gleichviel, mein Kind, es schlägt dereinst die Stund›, / da Basel auch ins Grab versinkt. Es streckt / noch Glieder aus dem Boden auf, ein Joch, / ein alter Turm, 'ne Giebelwand. Es wächst / Holunder drauf, da Buchen, Tannen dort / und Moos und Farn, und Reiher nisten drin. – / Wie schad'! Und sind noch alle Leut› wie heut / so närrisch, gehen auch Gespenster um (…) / Und mit der Zeit verbrennt die ganze Welt (…)

Der Tag, an dem Ursula Hebel, geborene Oertlin, stirbt, ist der 16. Oktober. Das Leben im Baseler Haushalt scheint seinen gewohnten Gang zu nehmen. Am Morgen hat Ursula Hebel, wie jeden Tag, der Herrschaft aufgewartet und den Tisch mit Delfter Porzellan gedeckt. Die Herrschaft dankt, und Ursula Hebel will sich in die Küche begeben. Plötzlich fühlt sie sich unwohl.

Der Hausherr, Major Iselin-Ryhiner, lässt nach einem Arzt schicken. Doch die Kranke bittet darum, man solle sie nach Hause bringen. Der Major sendet einen Bedienten nach dem Dorf Hausen mit dem Auftrag, er möge auf dem schnellsten Wege den Vogt herbestellen. Er solle auch den Sohn der Kranken mitbringen, Hanspeter.

Darüber wird es Nachmittag, und die Herbstsonne steht schon

Adolf Glattacker: Tod der Mutter Hebels bei Brombach.

dicht über den Dächern von Basel, als Jakob Maurer die Rheinbrücke passiert und den Weg ins Wiesental nimmt. Neben Maurer sitzt ein Junge von 13 Jahren. Er wendet sich um und wirft einen hilflosen Blick auf die Frau, die in Decken gehüllt auf dem Karren liegt. Quälend langsam holpert das Ochsengespann über den steinigen, von bunten Blättern bedeckten, von Ahorn, Erlen, Buchen gesäumten Fahrweg dahin. Jedes Mal, wenn ein Schlagloch das ächzende Gefährt durchrüttelt, stöhnt die Kranke auf. Schließlich bittet sie ihren Sohn, den 13-Jährigen, anzuhalten. Der springt nervös auf die Ladefläche des Karrens. Obwohl ihm kalte Angst ans Herz kriecht, versucht er seine Mutter zu beruhigen, bald werde der Arzt kommen. Jakob Maurer, der Vogt, läuft ins nächste Dorf. Er hat es, dem Himmel sei Dank, nicht weit, Brombach liegt nur noch drei-, vierhundert Schritte vor ihm.

Und gehe ich nach Gresgen oder Wies, / Durch Feld und Wald, nach Basel oder heim, / es bleibt sich gleich, ich geh dem Kirchhof zu. / Wein' oder nicht! (…)

Der Bub, mit aller Kraft die anbrandende Angst niederkämpfend, spricht weiter tröstend auf die Mutter ein. Wann kommt endlich der Vogt, warum dauert das so lange? Der Bub hebt den Kopf, vorne, im milden Sonnenlicht am Ende des Weges, schimmern die Häuschen von Brombach, kein Arzt, kein Vogt. Hätte der Junge den Blick nach links gewandt, nach Norden, hätte er die Burg sehen können. Noch immer erhebt sie sich stolz auf ihrer Anhöhe, umgeben von Wäldern, die in der milden Herbstsonne rot zu glühen scheinen. Ihre Mauern, aus dicken Granitquadern wie für die Ewigkeit gebaut, sind gebrochen. Die Türme, die wuchtigen Zinnen, einst martialisch und siegesgewiss, wirken düster, bedrohlich, wie die Zähne eines waidwunden Drachens.

Originaldokument
© Verlag C. H. Beck

Der 13-Jährige nimmt nichts davon wahr. Er ist über die Mutter gebeugt, deren Atem jetzt stoßweise geht. Erst Jahre später wird ihm bewusst, dass sich jene Momente, in denen sich sein Leben entschied, im Schatten der Ruine abspielten. Er wird die alte Rötteler Burg zum Sinnbild eines Spruches von Kohelet machen, dem altbiblischen Weisen: Dass alles seine Zeit hat, und alles, was entsteht, dem Untergang entgegengeht. *Die Vergänglichkeit* wird er das Gedicht nennen, die Rötteler Ruine wird sich wie ein Leitmotiv durch Verse ziehen, die sich zur Metapher einer dem Vergehen unterworfenen Welt verdichten.

‹Das Röttler Schloß!› Der Belchen steht verkohlt, / der Blauen auch, grad wie zwei alte Türm'. / Dazwischen ist dann alles ausgebrannt / bis in den Boden tief. Die Wiese führt / kein Wasser mehr. Sie ist nur öd und schwarz / und totenstill (…)

Die Vergänglichkeit aber wird zu jenen Werken gehören, die ihrem Dichter den Ruhm der Zeit einbringen und seinem Namen Dauer verleihen. *Die Vergänglichkeit* ist schaurig und von unheimlicher Beschwörungskraft, ein monumentales Weltuntergangsgemälde. Trostlos aber ist sie nicht. Sie ist ein Glück. *Es geht ein Wächter aus um Mitternacht; / ein fremder Mann, man weiß nicht wer er ist. / Er funkelt wie ein Stern und ruft: ‹Wacht auf, / wacht auf, es kommt der Tag!* Sie ist ein Glück, denn sie ist der Beginn der Auferstehung.

Der Arzt ist da. Sein Atem fliegt, er und der Vogt Maurer sind

im Laufschritt von Brombach herübergelaufen. Der Arzt sieht das Gesicht der Kranken, fühlt ihren Puls. Sie ist tot.

Von nichts kommt nichts

Niemand weiß, ob sich diese Szene, die Schlüsselszene im Leben Johann Peter Hebels, so abgespielt hat. Dass sie sich so oder ähnlich abspielte, ist wahrscheinlich.

Originaldokument © Verlag C. H. Beck

Sicher ist: Hebels Mutter ist an eben jenem Tag, dem 16. Oktober 1773, am Abend irgendwo zwischen den Orten Brombach und Steinen an der Straße gestorben, die von Basel durch das Wiesental an ihrem Heimatdorf Hausen vorbei in den Schwarzwald und über den Feldberg führt. Ein Gedenkstein ungefähr an der Stelle, an der sie in den Armen ihres 13-jährigen Sohnes starb, erinnert an das Ereignis. Das Denkmal besteht aus einer rund zwei Meter hohen hellgrauen Granitstele, die inmitten eines an einer Bundesstraße gelegenen Wiesenstücks aufragt.

Auf ihrer nach Osten, Richtung Hausen und Schwarzwald zeigenden Front, ist das Relief einer Sonne aus dem Stein gemeißelt, darunter die Inschrift: «Zum Gedenken an die Mutter von J. P. Hebel. Sie starb 1773 unten an der Wiese auf dem Wege von Basel nach Hausen.» Auf der gegenüberliegenden, nach Basel zeigenden Seite, ist ein Kind zu sehen, ein Mann, darüber ein Bauer, der eine Garbe Korn über dem Rücken trägt, und über allen schwebt ein Engel – es sind Illustrationen zur *Vergänglichkeit*, und so trägt die Stele unter dem Figuren-Ensemble als Inschrift die Schlüsselverse dieses Gedichts: «'s chunnt alles jung und neu, und alles schlicht / sim Alter zue, und alles nimmt en End / und nüt stoht still.»

's kommt alles jung und neu und schleicht / dem Alter zu, und alles nimmt ein End', / und nichts steht still. Das aber spricht in dem Gedicht der Vater zum Sohn im Angesicht der Rötteler Ruine, als beide mit ihrem Ochsengespann durchs Wiesental nach Basel fahren, um auf dem Markt ihre Korngarben zu verkaufen.

Wer indes heute den Ort besucht, an dem Hebels Mutter gestorben ist, muss seine Phantasie anstrengen, um zu entwickeln, was Martin Walser einmal «Geschichtsgefühl» nannte. Autos lärmen vorbei, darunter zahlreiche Lastwagen. Denn das Wiesental, am Südende des heutigen Bundeslands Baden-Württemberg gelegen, ist mit seinen zahlreichen, vor allem mittelständischen Unternehmen eine der strukturstärksten Regionen der Bundesrepublik. Von dieser auf Fleiß, Unternehmergeist, Innovationsfreude, lieblichem Klima und günstigen Strukturbedingungen gegründeten Wirtschaftsstärke kündet auch das langgezogene Fabrikgebäude, das sich gegenüber der Gedenkstele erhebt und damit die Sicht auf die Rötteler Burg verdeckt, jene massige Festung, die im Jahr 1678 von den Franzosen im Zuge des von Ludwig XIV. unternommenen Eroberungskrieges geschleift wurde und in deren Schatten Ursula Hebel starb. Als Metapher der Vergänglichkeit wird sie ihre Spur durch Hebels Werk ziehen.

Originaldokument
(c) Verlag C. H. Beck

An die Fabrikhalle schließt ein Sportplatz an, dem wiederum einige Reihen Doppelhäuser mit Vorgarten sowie vereinzelte wuchtige Betonbauten folgen. Hebels Mutter hat an jenem 16. Oktober 1773 auf dem Boden eines künftigen Gewerbemischgebiets das Zeitliche gesegnet.

Hebel würde diese Entwicklung keineswegs missbilligen – er hatte Sinn für Widersprüche, hätte aber auch erkannt, dass dieser Widerspruch so scharf nicht ist. Denn die Prosperität der Region knüpft nur an die Zustände an, die zu Hebels Lebzeiten herrschten, als der von allen deutschen Fürsten hochgeachtete Markgraf Karl Friedrich sein Land politisch und wirtschaftlich energisch auf Fortschrittskurs brachte und sich im fruchtbaren Wiesental innovative Bauerngüter und Handwerksbetriebe, Sägewerke, Mühlen, Manufakturen, ausbreiteten. Dass der Mensch arbeiten muss, um sein Brot zu haben, diese Lehre hat Hebel nie vergessen. «Ufs Bete het er nit viel gha,» heißt es im Gedicht *Der Mann im Mond* über einen verbummelten Handwerker, «ufs Schaffen o nit viel, / und öbbis mues me triebe ha, / sust het mer langi Will.»[1] – *Zum Beten fand er keine Zeit, / beim Schaffen keine Eil'; / und wer nicht schafft mit Lust und Freud', / bekommt bald Langeweil'.*

ent
eck

Johann Peter Hebel (Zeichnung von Christian Friedrich Müller um 1810).

Von nichts kommt eben nichts – diese im deutschen Südwesten, in Schwaben und in Baden, weitverbreitete Wahrheit hatte Hebel tief verinnerlicht. Er wusste sehr genau, wovon er sprach. Denn er war arm geboren.

[…]